



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Hungersnot in Keilands.

---

wedu nge wadi here ne mukoma wake nge wadi here  
 unser ist wohl und älterer Bruder sein ist wohl?  
 ne tumwana nge wadi here ne washamwari wake nge  
 und die Kleinen sind wohl und Freunde seine sind  
 wadi here? Munatuma bachi ne hembe ne burukwe  
 wohl? Sendet Rock und Hemd und Hose

kuneni, ndiri murombo. Ndinodzidza kwa St. Barbara.  
 zu mir, ich bin arm. Ich lerne in St. Barbara.  
 Ndini Aloysius Nyanhete.  
 Ich Aloysius Nyanhete.

Den Schluß bilde für diesmal ein Brief des zehn-  
 jährigen Michael Samhembere, der bei der letzten Schul-  
 prüfung vom Herrn Schulinspektor besonders belobt  
 wurde. Der Brief ist an den Hochw. P. Franz Wahr  
 gerichtet, der seinerzeit die Mission in Triashill eröffnete,  
 und jetzt als Lehrer in unserm Missionshause in „St.  
 Paul“ in Holland weilt. Er lautet folgendermaßen:

Tinomuda zwizhinzi wanhu we Yuropu. In-  
 Wir lieben Sie sehr, Menschen Europas. Höret  
 zwanyi masoko angu. Baba unodiwa kwazwo! Ndi-  
 Neuigkeiten meine. Vater lieb sehr! Ich  
 nobyunza kuti muri wadi here, baba unodikanwa kwazwo!  
 frage, ob Ihr wohl seid, Vater lieb sehr?  
 Zwino mwakaenda Yuropu, tiri warombo zwino.  
 Nun seid Ihr gegangen nach Europa, wir sind Waisen nun.  
 Kuti muchiwuya ino, ndinofara  
 Wenn Ihr zurückkehren werdet hier, werde ich mich freuen  
 ne kupembera kukuru. Baba we munandipindura wo,  
 und frohlocken gewaltig. Vater, bitte, antwortet mir;  
 garanyi zwakanaka mazuwa ese! Tinamatirenyi pana  
 lebet wohl Tage alle! Bittet für mich bei  
 Jesu Kristo. Ndini Michael Samhembere.  
 Jesus Christus. Ich Michael Samhembere.  
 (Fortsetzung folgt.)

### Hungersnot in Keilands.

Von Schw. Edeltrudis, C. P. S.

„Wie geht es denn jetzt in Keilands?“ dürfte sich  
 schon mancher unserer Wohlthäter gefragt haben. „Lebt  
 wohl die Schwester noch, die damals so dringend um  
 Kleidchen für die armen Heidenkinder gebettelt hat, und  
 der wir so vieles schickten?“

Ja, sie lebt noch, sagt allen, die ihr geholfen, herz-  
 innigen Dank und betet mit ihren Mitschwestern und  
 mit den schwarzen Kindern und Neuchristen fleißig zum  
 lieben Gott, daß Er alle diese Gaben mit reichem Segen  
 vergelten möge. — Das Missionswerk geht, wenn auch  
 langsam, doch stetig voran. Unsere Missionschulen sind  
 beständig im Wachsen begriffen. Kostschulen wie in  
 Natal haben wir hier nicht, sondern nur Tageschulen;  
 wir wären auch gar nicht imstande, sie zu erhalten,  
 müssen wir doch unter den gegenwärtigen Verhältnissen  
 froh sein, wenn das wenige, das wir dem steinigen  
 Boden abgewinnen können, für unsere eigene kleine Ge-  
 meinde reicht. Wie lange schon entbehren wir alles Ge-  
 müse, das doch sonst unsere Hauptnahrung ist; denn es  
 hat hier seit acht Monaten nicht mehr ge-  
 regnet. Wir hatten um teures Geld einen Sack voll  
 Saatkartoffel gekauft, und sparten fast jeden Tropfen  
 Wasser auf, um die Pflanzen zu begießen. Doch wir  
 ernteten nicht einmal die Ausfaat, und die wenigen  
 Knollen, die wir bekamen, waren kaum nußgroß.

Ich habe während meines bald 25jährigen Missions-  
 leben oft bittere Not erlebt und manches Elend bei

unseren Schwarzen mitangesehen, aber die hiesige Hun-  
 gersnot stellt das alles weit in den Schatten. In Natal  
 gingen die Schwarzen, wenn sie nichts mehr zu essen  
 hatten, aufs Feld hinaus und holten das Unkraut heim  
 zum Kochen; hier aber ist, soweit das Auge reicht, kein  
 grünes Halmchen mehr zu sehen. Nichts, als weißer,  
 glühendheißer Sand am Flußufer, und der Fluß selbst,  
 der den stolzen Namen „Großer Keifluß“ trägt, wird  
 bald vertrocknet sein; man sieht fast nichts mehr als die  
 nackten Felsen, die zum Himmel ragen. Manche  
 unserer Schulkinder bekommen bloß alle zwei Tage  
 etwas Weniges zu essen, andere können vor Hunger gar  
 nicht mehr kommen oder bleiben wenigstens mehrere  
 Tage aus. Fragt man sie, weshalb sie nicht gekommen  
 seien, so kann man zur Antwort erhalten: „Da und dort  
 ist ein Baum, dessen Wurzeln man essen kann; die haben  
 wir ausgegraben, um nicht Hungers zu sterben.“

Daß es in solchen Zeiten auch viele Kranke gibt,  
 liegt auf der Hand. O welche Not habe ich bei meinen  
 verschiedenen Krankenbesuchen gesehen! Da tritt einem  
 buchstäblich das „verkörperte Elend“ entgegen, und wie  
 schneidet es einem ins Herz, dies sehen zu müssen und  
 nicht helfen können! —

Das Vieh ist größtenteils der allgemeinen Not schon  
 erlegen; hie und da sieht man mitten in einer öden  
 Sandfläche ein zum reinsten Skelett abgemagertes Rind  
 stehen und Sand fressen, bis es umfällt und verendet.  
 Kaum ist es tot, so fallen die Schwarzen mit einem  
 wahren Heißhunger über dasselbe her, um das bißchen  
 Fleisch abzunagen, das etwa noch an den Knochen hängt.

O mit welchem Bangen schauen die armen Leute  
 zum Himmel auf! Es ist jetzt die Zeit der Ausfaat, und  
 wenn nicht bald ein Regen kommt, ist das nächste Jahr  
 noch ein größeres Hungerjahr als das heurige. —

Wer hilft uns beten, daß die Schwergelährten Leute  
 diese Heimjuchung Gottes bestehen? Wer will ein  
 Scherlein geben, ihren Hunger zu stillen. Hier tut  
 schleunige Hilfe dringend not!

### Feldküche.

(Siehe Bild Seite 88.)

Gardenberg, November 1912. — Die Prosa des Le-  
 bens ist nicht immer ohne Poesie, wie auch die Poesie  
 nicht stets ohne Prosa. Beides gilt in nicht geringem  
 Grade vom Leben des Missionärs.

Die Ritte hoch zu Ross, durch afrikanische Wildnis,  
 Steppe und Wüste, über Berg und Tal sind oft reizend-  
 schön. Doch „allzuviel ist ungesund“, selbst wenn alles  
 wunderschön und hochromantisch wäre. . . . Schon oft  
 und oft ging ich um 4 Uhr morgens oder noch früher  
 von der Missionsstation weg, machte einen langen schar-  
 fen Ritt, las die heilige Messe, erledigte sodann eine  
 Menge von Seelsorgsarbeiten, wie Beicht hören, Unter-  
 richtgeben, Audienzen erteilen, Frieden stiften usw., und  
 kam endlich abends todmüde heim, ohne etwas anderes  
 gegessen zu haben als ein trockenes Stück Brot, Magen-  
 krämpfe, Milzleiden und andere unangenehme Gäste  
 machen sich da mit der Zeit bemerkbarer, als gerade nötig  
 wäre. — Essen mit den Schwarzen, oder auch nur ein  
 Essen von ihnen annehmen, tat ich bis jetzt nur im  
 äußersten Notfalle, wenn ich irgendwo über Nacht blieb.  
 Der Kaffer würde einen mit gar zu kaffrischen Augen  
 anschauen. Wer mit ihm ißt oder gar trinkt, ist eben  
 „Kaffer“ in seinen Augen.